

„Rosa mystica“ in der Jägerzeit'

Anläßlich der Hundertjahrfeier der Pfarrkirche
St. Johann von Nepomuk

erzählt von

Georg Jantschke

Herausgeber und Verleger: Pfarre St. Johann v. Nep.,
Wien, 2., Praterstraße
Druck: Karl & Otto Karner, Wien, 2., Robertgasse 2

„Rosa mystica“

In Ungarn, dem Lande, das uns heute so ferne liegt, einst aber so nahe, fast ein Stück unser gewesen, lebte vor einigen hundert Jahren ein Maler, von dem wir nicht mehr wissen, als daß er ein Bild der Himmelmutter mit dem Jesukind schuf, das jeden Beschauer in andächtige Hingabe versenkte. Ein vermögender Mann erwarb das auf Holz gemalte Bild und verehrte es der griechisch-katholischen Kirche in Pötsch, einem kleinen Orte im Bistum Erlau. Das Kunstwerk bekam den schönsten Platz im Gotteshause zu Pötsch, wurde viel bewundert und übte eine unbeschreibliche Anziehungskraft aus besonders auf Menschen, die irgendwie mit Sorge oder Leid beladen waren; bald sprach es sich herum, daß wer immer in Andacht und Demut vor dem Bilde kniete und der Gottesmutter seinen Kummer klagte, gewiß sein konnte, durch die Fürsprache der Gebenedeiten als-

bald befreit zu werden von dem, was ihn bedrückte.

Mit der Zeit schrieben die Menschen die Gnaden, die Maria bei ihrem göttlichen Sohne erwirkte, einer geheimnisvollen Kraft des Bildes zu; dieses galt als wundertätig, was aber doch kein von Menschenhand geschaffenes Werk sein kann, und wäre es von noch so vollendeter Schönheit..

Durch eine Verkettung von Umständen kam das Gemälde in den Besitz des Grafen Emerich Czaki, Abtes des Stiftes Tapolcz. Gelegentlich einer Reise nach Wien brachte er das Bild in die Kaiserstadt, wo es der allgemeinen Verehrung würdig befunden und seiner geheimnisvollen Wirkungen wegen mit dem Namen „*Rosa mystica*“ ausgezeichnet wurde. Einen frommen Wunsch der Gläubigen zu erfüllen, wurde das Bild in verschiedenen Kirchen ausgestellt und schließlich in den Stefansdom übertragen, wo es am Hochaltar seinen Ehrenplatz fand.

Später wurde das Bild den Betern nähergebracht und knapp außerhalb des Presbyteriums von St. Stephan aufgestellt. Hier war es zu allen Tageszeiten von Andächtigen belagert, besonders in den Morgenstunden, wenn fleißige Hausfrauen und arme Dienstmädchen ihren Einkaufsweg un-

terbrachen. Einträchtig knieten sie vor dem Gnadenbild nebeneinander: die Hausmütter und die Mägde, hier verschwand jeder Standesunterschied. Einträchtig wanderten dann die Wienerin und die böhmische Köchin „auf den Hof“ um Gemüse; der nationale Gedanke hatte noch nicht sein Gift verspritzt. So blieb es viele, viele Jahrzehnte im alten Wien, und noch um die letzte Jahrhundertwende konnte Wiens größter Bürgermeister den gemüthlichen Wunsch aussprechen: „Laßt's mit meine Böhm' in Ruh'!“

Vorgeschichte

Vor zweitausend Jahren

Mächtige Eisschollen schossen die Wasser hinab gegen Sonnenaufgang, den gleich Wolken in der ferne verschwimmenden Bergen in der ferne zu. Manche der Eistrümmer trugen Schneekronen auf dem Rücken; zwischen ihnen trieb allerlei Holzwerk, wie der Winter es bricht in den Bergen; ab und zu aber tauchte empor und sank wieder unter ein starker Stamm; er mag sich im Gebirge dem Schneerutsch, der zur Tiefe gewollt, entgegengestellt haben.

Unübersehbar breitete sich der Strom in der Ebene. Dürres Astwerk, das eine unsichtbare Hand festzuhalten schien, federte ihm da und dort Widerstand entgegen.

Wenn die Berge endlich aper geworden und der sieghafte Lenz ins Land gezogen, dann ward aus dem reißenden Strom eine trüb und träg

hinabfließende Flut. Bald tauchten aus ihr schmälere und breitere Rücken empor, die allmählich zu immer größer werdenden Inseln hochwuchsen. Je mehr das Wasser sank, desto deutlicher ließ sich das federnde dürre Astwerk von vorher als Baumwipfel erkennen: Wipfel schlanker Weispappeln, Kronen breiter Ulmen, zerrissener Weidenbäume und zierlicher Erlen. Von der Flut gestoßen und vom Winde bewegt, schüttelte das Gezweig nach und nach das fremde Gehölz und den Schlamm ab, die sich im Strom des Vorfrühlings in dem Geäst verfangen hatten.

Bis zum Sommer hin flauten die Wasser immer mehr ab, wuchsen die winterlich überflutet gewesenen Inseln zu immer länger werdenden Jungen, die den Strom in eine Anzahl von Armen spalteten. An den oberen Enden der Eilande häuften sich Geröll und Gestein, die die Wasser hier abgelagert hatten; weiter unten aber wucherten im fruchtbaren Schlamm, auch von den Wassern hingesenkt, üppige Auen, mit bunter Blumen Pracht geziert.

Aus Tümpeln, die in den Niederungen stehen geblieben, holten sich Reiher und anderes Federvolk Kleingetier zur Nahrung; in den Grünflächen ästen Hirsche und breitgekröntes Dammwild.

Tiefer Gottesfriede segnete das im Morgen-
sonnengold lächelnde Land.

Nur selten verirrten sich an des Ufers Gestade
Menschen — Reiter etwa, die einen Uebergang
über und durch das Gewirre von Wasser und Land
suchten, um an das rechte Ufer des Stromes zu
gelangen, unweit dessen eines südlichen Volks
Siedlungen Kostbarkeiten bargen, von denen Frau
Saga dem Nordmann erzählt hatte.

So mag das, was heute Wiener Leopoldstadt
heißt, vor zweitausend Jahren ausgesehen haben.

Alles Land südlich des großen Stromes war
dem Kaiser in Rom untertan; seine Kohorten hat-
ten es den Norikern, einem Zweige der Kelten, ab-
gewonnen. Diesen Besitz zu sichern, hatten die Rö-
mer an Plätzen, von denen sie annahmen, daß sie
für die Verteidigung besonders wichtig werden
könnten, wehrhafte Lager für ihre Legionen er-
richtet, so auch in *Vindobona*, einem Raum im
Herzen unserer heutigen Wienerstadt.

In der nächsten Nachbarschaft der Soldaten-
lager, die Festungen mit strenger Zucht und Ord-
nung gewesen, ließ sich der Schwarm der Begleiter
der Heereszüge nieder: Markhetender, die Zubuße
zu der militärischen Verpflegung feilboten; Händ-
ler, die für allerlei Gebrauchsgegenstände sorgten

und ähnliche Leute, denen Krieg und Eroberung Geschäft und Gewinn brachten. Auch die Weiber, die den Kriegern nachzogen, und die Soldatenkinder wohnten in diesen anfangs recht notdürftigen Unterkünften, die nach und nach zu festen Wohnstätten ausgebaut wurden. Schließlich hausten hier auch die ausgedienten Soldaten; nach zwei Jahrzehnten Waffendienst wurde der römische Krieger militärfrei.

Dort wo sich heute die Habsburgergasse hinzieht, mag das Zivillager der Festung Vindobona gestanden haben.

Das Regenwunder

Wohl noch reichhaltiger und kostbarer als sie gewesen sein mögen, schilderte Frau Saga die Vorräte in den Lagern. Dieser Reichtum weckte die Beuteluft der Leute am linken Stromufer. Wiederholt versuchten sie es, den Fluß zu überschreiten und in die Lager einzudringen. Kaiser Marc Aurel, der im nahen Carnuntum weilte, setzte den Beunruhigungen ein Ende. Er warf die Eindringlinge — germanische Markomannen und Quaden — über den Strom, den Danubius, zurück; sie stellten sich in der Ebene nördlich des Stromes zur Schlacht.

(174). Wie wunderbar diese ausgegangen ist, erzählt der wohl älteste christliche Bericht, der sich an diese Landschaft knüpft:

Tapfere Krieger kämpften auf beiden Seiten; aber mehr als unter der germanischen Waffen Wucht litten die römischen Soldaten unter dem sengenden Sonnenbrand und unter dem gewaltigen Durst; er war in den Wochen langandauernder Dürre schier unerträglich geworden.

An einem besonders heißen Tage, als Freund und Feind schon dem Verschmachten nahe waren, ließen sich Gruppen von Legionären, die längst schon zu Christus gefunden hatten, auf die Knie nieder und beteten zu Gott um ein Ende der Qual. Und siehe da — während sie noch beteten, brach ein Gewitter los, so mächtig, wie nie zuvor noch eines erlebt worden. Blitze und Donner von niemals noch erfahrener Gewalt und Heftigkeit jagten den Feinden der Römer solche Angst ein, daß sie in wilder Flucht die Walstatt räumten; den Legionen aber brachte der von den Christen erbetene Regen die heißersehnte Erquickung und den Sieg.

Der Ort im Becken

Jahrhunderte waren seit dem Regenwunder dahingegangen. Noch völlig unbekehrte Heidenstämme waren Herren über unser Land geworden. Nun erschien dem Christentum, das unter der Regierung Roms trotz wiederholten Verfolgungen doch an Verbreitung gewaltig gewonnen hatte, völlige Ausrottung beschieden zu sein; die wilden Forden der Völkerwanderung machten die Gotteshäuser dem Erdboden gleich, töteten die Priester, schleppten Christenfrauen und Christenmädchen als willkommene Beute fort.

Im geheimen aber lebte das Christentum weiter. Wo es einmal Fuß gefaßt hatte, überdauerte es die Schrecken; in manchen Orten erhielten sich geschlossene Christengemeinden, so in dem einstigen Juvavum, dem nachmaligen Salzburg. Hier konnte der heilige Rupertus (†718) Klöster gründen und ein Bistum errichten.

Die Priester der jungen Diözese begnügten sich aber nicht mit der Seelsorge in der Heimat; viele von ihnen zogen als Missionäre hinaus in die Lande. Einige von diesen folgten der Straße, die sich längs des großen Stromes nach Osten zog. Schließlich gelangten sie dort, wo der Fluß aus den

Bergen links und rechts heraustritt und sich das enge Tal zu einem breiten Becken weitete, in eine bedeutende Niederlassung, in den „Ort im Becken“, von dem eine Chronik aus dem Jahre 881 unter dem Namen *Wenia** berichtet, nach Wien. Hier gründeten die Missionäre St. Ruprecht, die älteste Kirche und erste Pfarre von Wien, als zweite die Peterskirche.

Die Vorstädte und das Inselfewirr

Der „Ort im Becken“ wurde zu einer weitgenannten Stadt, zu einem Magnet, der Menschen aus vieler Herren Länder anzog. Sie entwickelte sich zu einem bedeutenden Handelsplatz, der den Austausch von Schätzen der Alpengebiete — besonders Gold und Eisen — gegen Bernstein und andere Waren von Norden und Kostbarkeiten aus dem Süden vermittelte. Auch bot sie Handwerkern und Leuten, die in Kunstfertigkeiten aller Art geschickt waren, guten Verdienst. Die Stadt konnte

* „Wenia“ bedeutete „Ort im Talbecken“; das Wort hat sich erhalten in der Bezeichnung „Waan“ für eine Vertiefung, etwa eine nach innen gekehrte Beule in einem Metallgefäß. Aus der Ortsbezeichnung „Wenia“ ist zuerst der Name „Wienne“ und daraus später Wien geworden.

aber nicht allen, die hier sesshaft zu werden wünschten, Raum für Unterkunft bieten, denn ihre Häuser standen schon dicht gedrängt; überdies engten wehrhafte Mauern und Wassergraben sie ein.

Also ließen sich die Menschen, die an den Vorteilen der Stadt teilhaben wollten, in ihrem Burgfrieden aber nicht Platz finden konnten, in ihrer nächsten Umgebung nieder; nach und nach entstanden ringsum Vorstädte.

Am längsten mag es gedauert haben, bis der breite Raum gegen den Strom zu besiedelt war. Zuerst waren es einzelne Fischer und Schiffer, die es wagten, sich auf diesem unsicheren Boden niederzulassen; später lockte die üppige Fruchtbarkeit auch Gärtner an. Hart und schwer lastete das Leben auf diesen Ansiedlern; einsamen, schneereichen Wintern folgte fast Jahr für Jahr der gefürchtete Eisstoß, der die Wasser aus den Ufern trieb, die Inseln überschwemmte und alles mit sich fortriß, was nicht fest verankert war auf der Mutter Erde. Aber wer dieses eigenartige Inselgebiet einmal zur Heimat erwählt hatte, dem war es lieb geworden, der hielt fest an ihm in tapferer Treue. Ein fruchtbarer Boden, eine üppige Pflanzenwelt in bunter Blüte, fette Fische und reichliches Wildbret schenkten sich hier den Siedlern. Immerhin wuchs ihre Zahl lang-

samer als in anderen Vorstädten; der schon im Jahre 1305 in Urkunden genannte „Werd“ erreichte das erste Hundert von Ansiedlern erst zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Leichter wurde das Leben, ein größerer Zulauf von Siedlern stellte sich ein, seit dem Menschen- und Warenverkehr über die Donau und nach dem Norden mehrere Brücken zur Verfügung standen. Von der Schlagbrücke gegenüber dem Rotenturmtor ging es im Zuge der heutigen Taborstraße von Insel zu Insel in die Auen und zum Hauptarm des Stroms, über den eine feste Brücke ans linke Ufer führte. Allmählich entwickelte sich auf diesem Wege ein lebhaftes Hin und Her von Güter- und Reisewagen. Es war aber eine recht unbequeme, von niemandem gepflegte Straße; besonders im Inselgebiet gab es alle Augenblicke Verkehrsstörungen durch schadhaft gewordenes Fuhrwerk, das möglichst rasch wieder in Stand gesetzt werden sollte. Dadurch wurden hier allerlei Handwerker nötig; der durch die vielfachen Bedürfnisse des Verkehrs lohnende Verdienst veranlaßte Meister, Gesellen und Geschäftsleute aller Art, längs der immer bedeutender werdenden Straße sesshaft zu werden.

Der Prater

Unberührt von dem lebhaften Verkehr blieb der abseits gelegene Osten des Inselgewirrs. Jahrhunderte hindurch verschonte die ausrodende Axt des Menschen diesen Naturschutzpark, dessen Gehölz zu einem undurchdringlichen Urwald herangewachsen war; seit sich das Großwild aus diesem Gebiet zurückgezogen hatte, tumelten sich hier Hirsche und Rehe, hauste das Wildschwein.

Schließlich drang doch der Mensch in den Frieden dieses Paradieses ein; das Weidwerk entdeckte den Prater, der den hohen Herren in der Burg zu eigen war.

Maximilian II., ein leidenschaftlicher Nimrod, vergrößerte seinen Besitz in den Auen durch Erwerben angrenzenden Grundes; er schuf auf diese Weise ein ausgedehntes Jagdgebiet, das er durch Zaun und Planke umfrieden ließ. Ohne besondere Erlaubnis durfte niemand das Revier betreten; kein Ungerufener sollte das Wild in seiner unbegrenzten Freiheit stören. Mitten durch den Prater ließ Maximilian einen „langen Weg“ ausschlagen; aus ihm ist in späteren Zeiten die Hauptallee geworden.

Für die Heger und Pfleger seines Jagdgebiets ließ der hohe Jagdherr auf dem Wege gegen die

Stadt zu Wohnstätten aufführen, zu denen sich mit der Zeit Häuschen anderer Siedler gesellten; nach ihren wichtigsten Bewohnern erhielt die so entstandene neue Straße den Namen Jägerzeile.

Nach und nach wuchs hier eine eigene Siedlung heran. Sie erhielt treffliche und bald auch prächtige Bauten, denn die Lieblichkeit der Natur veranlaßte vermögende Bürger von Wien und adelige Familien, sich zunächst über den Sommer hier niederzulassen.

Die erste Kirche

Verheerenden Ueberschwemmungen, seuchenartigen Krankheiten, grausamen kriegerischen Ereignissen zum Trotz, nahm die Besiedlung aller Teile des Inselgebietes im Laufe der Zeiten einen solchen Aufschwung, daß „die Leopoldstadt“, wie die Gesamtheit der Insel-siedlungen zu Ehren eines ihrer bedeutendsten Förderer, des Kaisers Leopold II., seit dem siebzehnten Jahrhundert hieß, die bedeutendste Vorstadt von Wien wurde.

Unverhältnißmäßig spät hat sich die Kirche der Inselbewohner angenommen. Drei Jahrhunderte lang wohnten hier schon Menschen, aber noch immer hatten sie kein Gotteshaus; zum Kirchenbesuch mußten sie über die Schlagbrücke zur Stadt

wandern. Daran änderte sich auch nicht viel, als sich zu Beginn des XVII. Jahrhunderts als erster geistlicher Orden die Barmherzigen Brüder hier niederließen; sie hatten Kranke zu pflegen, nicht aber Seelen zu betreuen. Doch wirkte ihr Beispiel; bald nach ihnen fanden sich Priester vom Karmeliterorden ein, erbauten in der heutigen Taborstraße zunächst ein Kirchlein, später ein geräumiges Gotteshaus, das die erste Pfarrkirche im Gebiet der Inseln wurde.

Auf diesen bestand aber immer noch keine geschlossene Niederlassung; zwischen bewohnten Teilen breiteten sich üppige Auen, auch Oedland und versandete Läufe der Donau. So kam es, daß die Vorstadt keine Einheit war; neben dem „Unteren Werd“ bildete die „Jägerzeile“ eine selbständige Gemeinde.

Im Jahre 1671 legte Leopold I. den Grundstein zu einer dritten Kirche, die aber schon 1683 von den Türken zerstört wurde. Bedeutend größer und in künstlerischer Vollendung wieder aufgebaut, ist die Leopoldskirche dann die Hauptpfarrkirche der Leopoldstadt geworden und durch viele Jahrzehnte geblieben.

In der Jägerzeile

Neben den drei Kirchen besaß die Leopoldstadt mehrere Kapellen, davon als die bekannteste und beliebteste jene in der Jägerzeil' am Kaiserwege. Sie hatte eine ganz besondere Geschichte, deren Wesentliches durch Urkunden verbürgt ist:

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wohnte in der Jägerzeil' ein herrschaftlicher Diener, der als kluger Vermittler in Streitigkeiten, als Vorbild eines Familienvaters und besonders auch dadurch sehr bekannt war, daß er eine treffliche Nachbildung des im Stephansdom vielverehrten Gnadenbildes „Maria von Pötsch“ besaß. Das Bildwerk bildete den Mittelpunkt des immer liebevoll geschmückten Hausaltars, vor dem der Mann mit seinem Weibe und seinen Kindern jeden Morgen und jeden Abend betete; hier holte er sich Rat, wenn er in einem Zwist entscheiden sollte, und inneren Frieden, wenn irgend etwas ihn beunruhigte. In Eintracht und Liebe, glücklich und zufrieden lebte die Familie dahin, bis eines Tages eine Seuche die Dienstgeber des Mannes dahinraffte und er dadurch die Stelle verlor, die ihm und den Seinen durch viele Jahre das Brot gegeben hatte. Die Eheleute wurden aber nicht kleinmütig; sie vertrauten

auf Gott, baten die Himmelmutter um ihre Fürsprache und griffen freudig zu, wo sich ihnen eine Arbeit bot; so blieb den guten Leuten die bitterste Not auch weiterhin fern.

Dann aber kam doch das Unheil: Eines Tages, während die Eltern auswärts auf Arbeit und die Kinder bei guten Freunden in der Nachbarschaft waren, brach in ihrem Häuschen auf unerklärliche Weise Feuer aus. Als der Mann und die Frau von ihrem Tagwerk heimkehrten, qualmte ihnen an der Stelle des trauten Heims ein rauchender Trümmerberg entgegen. Nachdem die beiden den ersten Schmerz überwunden hatten, dankten sie unter Tränen Gott dafür, daß ihre Kinder heil und unverfehrt geblieben.

Am nächsten Morgen durchsuchte der Mann das Unglückshäuflein eingestürzten Mauerwerks, verkohlter Balken und Bretter; sollte nicht doch noch irgend etwas zu retten sein? Er grub und grub, und plötzlich glänzte es ihm golden entgegen. Vorsichtig schob er Schutt und Asche zur Seite; endlich hatte er es bloßgelegt: eine Kante von der Umrahmung des Muttergottesbildes. Sachte hob er das Goldene ein wenig empor und erkannte am Widerstand: das ist nicht ein Stück vom Rahmen; das ist der Rahmen ganz! Noch behutsamer, noch

zarter entfernte er Bröcklein um Bröcklein Schutt, blies er Stäubchen um Stäubchen Asche weg. Bis zum Halse hinauf fühlte er des Herzens Schlag; Tropfen perlten ihm von der Stirn: wird sich erfüllen, was er so innig wünscht, aber zu hoffen doch kaum wagt? Eine unsichtbare Hand half ihm plötzlich; was auf seinem geliebten Schatz noch lastete, fiel mit einem Male zu allen Seiten hinab, und glückstrahlend rief er aus: „Gott sei Lob und Dank, das Bild ist gerettet, unsere liebe Himmelmutter!“

Groß wie des Mannes, war auch seines Weibes und der Kinder Freude über die Bewahrung des Bildes vor jedem Schaden; so groß war ihre Freude, daß sie darüber des erlittenen Verlusts vergaßen.

Auch die Nachbarschaft und alle Menschen, die um das Muttergottesbild wußten, freuten sich über seine Erhaltung, die umso wunderbarer erschien, als sonst nichts hatte geborgen werden können.

Die Leute wetteiferten miteinander, dem geretteten Bild und den Abgebrannten für die nächste Zeit Obdach zu geben; mit ihnen mußte Gottes Segen in der Gastgeber Haus einziehen. Gerne boten die Nachbarn Hilfe, und nicht wenige schleppten von ihrem Hausrat herbei, was sie entbehren konnten, damit die Familie bald wieder ein wohn-

lich Heim errichten könnte. Ein Zimmermann stellte, was für den Bau eines Häuschens nötig war, gegen spätere Bezahlung gerne zur Verfügung.

Das bescheidene kleine Heim war fertig. In Gottes Namen zog die Familie ein, und den schönsten Platz in der Wohnung bekam das Muttergottesbild. Vor ihm beteten der einstige Herrschaftsdieners und die Seinen noch mehr und noch inniger als früher; der Mann wirkte noch fleißiger und gewissenhafter als eh, und die Frau fand nach Erfüllen aller häuslichen Pflicht immer noch Zeit für Verdienst, mit dem sie dem Manne helfen konnte. Sein Sinnen war es, möglichst bald frei zu werden von den Schulden, die er für den Bau hatte machen müssen. Immer wieder rechnete er zusammen, was er dem und was er jenem schuldete, und es ergab eine Summe, die dem armen Mann erschreckend groß dünkte.

An einem Samstag wartete des braven Mannes und seiner Ehegattin, als sie von der Arbeit heimkamen, gar wunderbare Kunde.

Die Kinder, die allein daheim gewesen, hatten seltsamen Besuch gehabt: Plötzlich war eine weißgekleidete Frau mitten unter ihnen gewesen, hatte sich lautlos zu dem Muttergottesbild begeben, dort einen Augenblick verweilt, hatte sie huldvoll ange-

lächelt und war dann wieder verschwunden — so wunderbar, wie sie ihnen erschienen; die Kinder wußten nicht, wie sie herein- und wie sie hinausgekommen. Als sie nach einer Weile zu dem Tischchen vor dem Bilde der Himmelmutter getreten, lag dort etwas Verhülltes; sie hatten nicht gewagt, es zu berühren.

Ehrfürchtig nahm der Hausvater den so geheimnisvoll dahingekommenen Gegenstand von dem Tischchen. Es war ein einfacher Beutel. Unwillkürlich wog er ihn in der Hand; da klirrte es von Münzen mancher Art. Ohne sich dessen bewußt zu sein, zählte der Mann die Gold- und Silberstücke, und siehe: es war genau dieselbe Summe, die ihm so erschreckend groß gedünkt, die Summe alles dessen, was er dem und was er jenem schuldete.

Der Mann und die Frau glaubten fest daran, es wäre die Himmelmutter selber gewesen, die diese Sorge von ihnen genommen hätte, und jeder, dem sie davon erzählten, bestärkte sie in diesem Glauben. Ueberall sprach sich das wunderbare Ereignis herum, und noch mehr Menschen als früher, die eine Last auf dem Herzen trugen, kamen in die Jägerzelle mit dem Wunsche, vor dem Gnadenbilde die Fürsprache der Gottesmutter zu erflehen.

So viele Heil- und Hilfesuchende kamen, daß das Bild, bis dahin der sorgsam gehütete Schatz in der Wohnung der frommen Familie, einen Platz erhalten mußte, der es jedermann ermöglichte, vor ihm zu verweilen, so lange er nur wollte.

Die Jägerzeile war damals zu beiden Seiten mit mächtigen Bäumen bestanden, die sie durch ihren herrlichen Wuchs vor allen anderen Straßen der Stadt Wien und ihrer Vororte auszeichneten. An einem dieser uralten Riesen wurde das Gnadenbild befestigt, von seiner dichten Krone beschirmt und beschattet.

Von weit und breit kamen, besonders an den Samstagen, an die Auserwählung des Bildes gläubende Menschen, um der Himmelmutter ihre Verehrung zu bezeugen; es hatte aber auch ein jeder von ihnen eine Bitte, eine Sorge, einen Wunsch auf dem Herzen. Und wem Erfüllung ward, der versäumte es nicht, wiederzukommen und sein Scherflein beizutragen zur Verzierung des Bildes: bald war der Baum reich behängt und benagelt mit Opfergaben frommer Dankbarkeit. Den Gegenstand der Verehrung und diese kleinen Schätze vor Wind und Wetter zu schützen, wurde über dem Bilde ein Dach errichtet, das des Baumes Krone beschattete; so entstand die weit und breit berühmte,

von frommen Händen aus bescheidenem Holz gezimmerte „Maria von Pötsch-Capelle in der Jägerzeile“.

Besonders bestürmt und zu Zeiten belagert wurde das Kapellchen im Jahre 1713, als wieder einmal die Pest die von ihr schon so oft bedrängte Stadt heimsuchte. Wie in den meisten Vorstädten, so wütete auch in der Leopoldstadt die Seuche. In der Jägerzeile waren mehrere Häuser von ihr befallen und, um die Kranken von der Außenwelt abzusondern, von der Obrigkeit abgesperrt worden. Da kannte der Jammer der einsamen Abgeschlossenen keine Grenzen. In ihrer Verzweiflung, rettungslos dem Tode preisgegeben zu sein, erkannten die armen Pestkranken den einzigen Ausweg, der sie nach ihrer Meinung noch retten konnte: In der Nacht erhoben sie sich heimlich von ihren Lagern, kleideten sich notdürftig an, krochen aus den Fenstern und schlichen sich zum Gnadenbild im Kapellchen. Inbrünstig betend, verweilten sie hier bis zum Morgengrauen; wunderbar gestärkt und voll der Hoffnung auf Genesung, die ihnen die Himmelmutter erbitten sollte, suchten sie ihre Wohnungen wieder auf.

Verbürgt ist, daß in jenem Jahre von den Bewohnern der Jägerzeile kein einziger der schrecklichen Seuche erlag.

Zwanzig Jahre waren seit dieser Pestzeit vergangen. Auch die neuen Menschen, die inzwischen herangewachsen, sahen in diesem Bilde der Himmel-mutter, „Kosa mystica“ genannt, einen Gegenstand der Verehrung, wenn auch nicht mehr so viele an die ihm zugeschriebene Wunderkraft glaubten.

Da geschah es, daß in einer Schreckensnacht ein wütender Orkan durch die Jägerzeile raste. Der erwachende Morgen fand eine Straße des Grauens: war ein Dach schadhaft gewesen, so lagen seine Trümmer nun zu Boden; nicht fest verschlossene Fenster und Türen waren aus den Angeln gerissen; was an den Straßenbäumen faul und morsch gewesen, lag zerfetzt auf der Fahrbahn, ein Gewirr von Ästen und Zweigen und Laubwerk. Die alten Bäume selbst hatten dem Sturm widerstanden; nur einer lag gefällt auf der Erde: der Kiese, der die Maria Pötsch-Kapelle schützen und schirmen sollte. In tausend Trümmerchen zersplittert, bedeckten er — und mit ihm das Kapellchen — den Boden. Als man dann den traurigen Trümmerberg durchsuchte, ergab sich daselbe Wunderbare wie damals, als das Häuschen des frommen Herrschaftsdieners niedergebrannt war; völlig unverletzt blickte das Muttergottesbild die Männer an, die es nun bar-

gen; nicht einmal der leicht verletzbare Rahmen hatte Schaden genommen.

Die Leute von der Jägerzeile, die die abermalige wunderbare Erhaltung des Bildes der fürbitte der Himmelmutter und einer besonderen Gnade Gottes zuschrieben, erkannten nun wohl, daß das Bild eines festeren Schutzes bedürfte, wie nur ein gemauertes Gotteshaus ihn böte, sträubten sich aber mit aller Entschiedenheit dagegen, es in eine der zur Aufnahme bereiten Kirchen übertragen zu lassen; das Gnadenbild mußte an Ort und Stelle verbleiben. Ihre Wortführer begaben sich zu Karl VI. mit der Bitte, daß zum Schutze des Bildwerks am Platze der vernichteten hölzernen Kapelle eine steinerne erbaut werden dürfte. Der Kaiser bewilligte das Gesuch; im Jahre 1736 war der Bau vollendet. Nicht lang vorher war das Opfer des Beichtgeheimnisses, der Prager Priester Johann von Nepomuk heilig gesprochen worden, und so kam es, daß das bescheidene Gotteshaus diesem Heiligen geweiht wurde.

Das wunderbar gerettete Muttergottesbild erhielt einen Ehrenplatz in dem Kapellchen, in dem täglich eine heilige Messe gefeiert werden durfte. Da die „St.-Johannes-Nepomuzeni-Kapelle“ aber weder Turm noch Glocke besaß, schritt vor Beginn

des Gottesdienstes ein Mann gelassen durch die Jägerzeile und besorgte mit einem Ministrantenglöckchen das Zusammenläuten. Es kamen immer viel mehr Menschen, als das kleine Gotteshaus fassen konnte; dichtgedrängt standen die Andächtigen auf der Straße vor der offenen Kapellentür.

In der alten Jägerzeile mit ihrer ländlichen Umgebung machte es nichts aus, wenn zu manchen Stunden Leute vor der Kapelle standen bis weit über die Mitte der Fahrbahn hinaus; aber je städtischer die Gegend sich entwickelte, desto weniger war das gemütliche Idyll am Platze. Es wurde ein arges Hindernis für den Straßenverkehr, besonders störend empfunden, als Josef II. den Proter allem Volke freigab. Es war ein Schmerz für die Leute von der Jägerzeile, aber es überraschte sie nicht, daß im Sommer 1780 die so beliebt gewesene Kapelle auf kaiserlichen Befehl abgetragen werden mußte.

Gleichzeitig mit dem Auftrag, das Kapellchen zu entfernen, erhielt die Gemeinde aber vom Kaiser und von der Kaiserin-Mutter Maria Theresia einen größeren Geldbetrag als Beisteuer zur Erbauung eines viel geräumigeren Gotteshauses an einem in allernächster Nähe gelegenen, dazu aber besser geeigneten Platze. Noch im selben Jahre wurde der

Grundstein zur neuen Kirche feierlich gelegt.

Bald nach Vollendung des neuen Gotteshauses bat der „Besorger der Johanniskirche“, ein k. k. General-Hofbaudirektions-Türhüter und Hausbesitzer, den Kaiser, die Kirche zu einer „Localpfarre“ zu erheben. Im Zuge der Reformen, die Josef II. durchführte, wurde diesem Ansuchen entsprochen; der 29. Mai 1786 wurde zum Geburtstag der Pfarre St. Johann von Nepomuk in der Jägerzeile.

Das Gebiet der Pfarre umfaßte ursprünglich 27 Häuser mit 795 Seelen. Dafür war die Kirche gerade noch groß genug. Dem Pfarrherrn war dieser Wirkungskreis zu beengt; auf seine Bitte kamen aus den Pfarren St. Leopold und St. Josef auszuscheidende Häuser hinzu, so daß St. Johann nun 3661 Seelen zählte.

Schon einer der nächsten Pfarrherren, Joseph Gorbach, der der Pfarre von 1810 bis 1835 vorstand, erkannte den Fassungsraum der Kirche als viel zu gering; in seiner letztwilligen Verfügung widmete er einen Geldbetrag als Grundstein für die Erbauung eines geräumigeren Gotteshauses. Seinem Nachfolger, Pfarrer Johann Skerle, war es dann vergönnt, den Kirchenbau einzuleiten und bis ans glückliche Ende zu bringen. Während der

Bauzeit wurde der Gottesdienst wie früher in der nur wenige Schritte entfernten alten Johanneskirche abgehalten.

Am 26. Juni 1841 unterzeichnete Kaiser Ferdinand I. die Urkunde, die den Bau der Kirche nach dem vom k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste Carl Rösner geschaffenen künstlerischen Plane verfügte; nach fast sechs-jähriger Bautätigkeit unter Verantwortung und Leitung des Baumeisters Anton Straberger, wurde die Kirche am 18. Oktober 1846 durch Fürsterzbischof Eduard Milde zu Ehren des hl. Johannes von Nepomuk feierlich eingeweiht.

Vom ersten Tage an nahmen die Leopoldstädter innigsten Anteil an den Fortschritten des Kirchenbaues; den Pfarrkindern war er eine Herzensangelegenheit, wie ja die Erbauung der Kirche auf ein Bedürfnis des Volkes zurückgeht, wie es bei wenigen Gotteshäusern der Fall ist. Zu allen Zeiten ließen geistliche und weltliche Herren Kirchen erbauen: als Mittelpunkt der Seelsorge, als Kernpunkt für eine entstehende Niederlassung — diese Kirche aber ist nicht auf Veranlassung einer geistlichen oder weltlichen Obrigkeit erbaut worden; sie ist nach und nach entstanden aus dem Schutzdach für ein geliebtes Gnadenbild: auf Wunsch und Ver-

langen des Volkes. Darum gehört diesem Gotteshaus auch eine ganz besondere Liebe des Volkes.

Mit Entsetzen nahm das Volk darum Kenntnis von den Schäden, welche die Johanneskirche durch die Beschießung der Stadt Wien im Herbst 1848 erlitten hatte; sie wurden auf Veranlassung der Kirchenpatronin, der Statthalterei von Niederösterreich, bald und gründlich beseitigt.

Was aber waren die Schäden von damals für belanglose Kleinigkeiten im Vergleich zu der Verwüstung, die der zweite Weltkrieg dem Gotteshaus zugefügt hat! Und doch müssen wir Gott danken: Eine Gnade Gottes war es, daß der heiligste Raum der Kirche, das Presbyterium, fast unbeschädigt blieb, daß Meister Führichs weltberühmte Kreuzwegbilder Beschießung und Wind und Wetter heil überstanden haben!

Es liegt der Gedanke nahe, daß diese Bewahrungen der Fürbitte der Himmelmutter zuzuschreiben sind, deren Gnadenbild in der Johanneskirche Wache hält — für die Gegenwart und die Zukunft so gütig und getreu wie einst in vergangenen Zeiten.
